Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 2 (1946)
Heft: 11

Artikel: Von der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes
Autor: Eppenberger, S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420015

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

‚sondern' (als Bindewort) werden wir kaum mehr auskommen, obwohl sie noch ziemlich deutlich nach Schriftsprache klingen. Oder wie soll man z. B. sagen für ‚Es tut mir sehr leid'?" – Da würde ich versuchen, ganz ohne Verstärkungswort auszukommen und durch den Ton meiner Worte davon zu überzeugen, daß es mir wirklich leid sei; oder ich würde sagen, es tue mir recht, rechtschaffen, fürchtig, ufrichtig, herzlech, vo Herze, recht vo Herze, i der Seel ine leid und jeder dieser Steigerungsformeln, sogar schülech und grüüseli tiefere Wirkung zutrauen als dem doch recht kraftlosen „sehr". Der schweizerdeutschen Ersatzwörter dafür sind so viele, daß in der Berner Gruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins ein Vortrag nur darüber gehalten werden konnte. Allerdings ist kein einziges darunter, das von allem Anfang an nur die Aufgabe erfüllt, den hohen Grad auszudrücken. Das tut ja auch „sehr" nicht; allein nur alte Schweizer oder eher Schweizerinnen sagen noch, ihre Finger seien sehr, wenn sie z. B. vom Reiben bei der Wäsche „wund" geworden sind. Daß der Deutschlehrer von da aus „versehren" und „unversehrt" erklärt und der Englischlehrer auf die Zusammengehörigkeit von „sehr" und sore hinweist, ist wohl selbstverständlich. Um zu erproben, ob wir wirklich ohne „sondern" nicht auskommen können, habe ich die in dem Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm dafür gegebenen Beispielssätze in mein Schweizerdeutsch zu übertragen versucht, und ich glaube, es ist mir so gelungen, daß niemand darin das Wörtlein „sondern" vermissen würde. Zwei Beispiele mögen es belegen. Er ischt nöd hie, er ischt z'Paris. De Bueb ischt gschtorbe, nöd de Vatter. Die Schriftsprache drückt das so aus: „Er ist nicht hier, sondern zu Paris" und „Nicht der Vater, sondern der Sohn ist gestorben". – Mir scheint, es sei mit „sondern" im Schweizerdeutsch wie mit dem Fremdwort in Schriftsprache und Mundart: man muß den Satz ohne sie denken. (Schluß folgt)

Von der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes

Von H. Eppenberger

In meinen Ferien des Jahres 1944 habe ich mich in Graubünden ein wenig umgesehen, wie es mit der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes, dem Romanischen steht, aber auch wie es dort um die Pflege der

deutschen Sprache bestellt ist. Darüber sind in den letzten Nummern der damaligen „Mitteilungen" zwei kurze Berichte erschienen. Im einen schilderte ich meine Beobachtungen im Oberhalbstein, im andern erzählte ich von den sprachlichen Zuständen im Engadin. Dabei stellte ich fest, daß die Bündner uns in mancher Hinsicht vorbildlich sein könnten.

Dieses Jahr nun stattete ich dem Bündner Oberland einen kurzen Besuch ab, jenem romanisch sprechenden Landesteil, der sich von Domat/Ems dem Rhein entlang bis an die Oberalp erstreckt. Es war gegeben, daß ich versuchte, mir in Disentis/Mustèr die Auskünfte geben zu lassen, die ich gerne gehabt hätte, wußte ich doch, daß dieser Ort mit seinem alten Kloster der geistige Mittelpunkt der Talschaft, von Romanisch-Bünden überhaupt ist. Vom Herausgeber der Gasetta Romontscha, die bei den Oberländer Romanen, aber auch im Oberhalbstein sehr verbreitet ist, ließ ich mich im Kloster einführen. Am andern Morgen wurde ich von Hw. Herrn Pater Iso Müller freundlich empfangen.

Es war gleich von Anfang an offensichtlich, daß ich hier den richtigen Mann gefunden hatte, ist doch P. Iso daran, nicht nur die Geschichte des Klosters zu schreiben, sondern auch eine größere Arbeit über die Bedeutung des Klosters für die romanische Sprache. Und so habe ich denn in einer anderthalbstündigen Unterredung sehr viel erfahren.

Ich wollte vor allem wissen, ob sich auch im Oberland das Romontsch sursilvan behaupte und von der Bevölkerung immer noch bewußt und mit Liebe gepflegt werde. Die Antwort war, daß auch in diesem Landesteil der Unterricht in den unteren Klassen der Volksschule nur auf romanisch erteilt werde, daß also keine Gefahr bestehe, die Sprache könnte verloren gehen. Das Volk spricht sie im täglichen Verkehr zu Hause, auf der Straße und an Versammlungen; der Prediger bedient sich ihrer auf der Kanzel, und an der alle zwei Jahre in Disentis stattfindenden Landsgemeinde wird nur romanisch gesprochen. Die beste Antwort auf meine Frage aber war vielleicht der Hinweis P. Isos, daß in jener Zeit, da eine „neue Ordnung in Europa" aufkommen wollte und in der deutschsprechenden Schweiz - ach Gott! - so mancher sich blenden ließ und „umfiel", die Romanen mit überraschendem Instinkt sich gegen alles wehrten, was an „Gleichschaltung" mahnte. Sie fühlten, daß jenes „Herrenvolk" keinen Tag geduldet hätte, daß in unserm kleinen Lande weiterhin - wie unwirtschaftlich! - vier Nationalsprachen bestehen.

Dann aber wollte ich noch Näheres über die Stellung des Klosters zur romanischen Sprache erfahren. In einem kurzen Aufsatz über „Die rätoromanische Sprache und das Kloster Disentis" im April-Heft 1938 von „Maria Einsiedeln" (einer benediktinischen Monatsschrift) steht das Wesentliche geschrieben:

„Im Mittelalter sprach nur das Volk die rätoromanische Sprache (die wie das Französische, Italienische usw. aus der lateinischen Vulgärsprache entstanden war); die höher gebildete Schicht, worunter die Bischöfe von Chur und die Äbte von Disentis, sprach deutsch. Die Germanisierung durch die Alemannen seit dem 8. Jahrhundert von Chur her, wie die Wanderung der Walser seit dem 11. Jahrhundert über die Furka-Oberalp, trugen zu diesem germanischen Charakter noch mehr bei. Und doch hat auch so gerade die Abtei Disentis wärmend und hegend ihre Flügel über das rätoromanische Volkstum ausgestreckt. Das Benediktinerheim bot dem Bündner Oberland und damit einem beträchtlichen Teil des romanischen Volkes den politisch-geistigen Rückhalt, und das war ohne Zweifel das Wichtigste zur Erhaltung der Sprache. Noch mehr! Daß die Rätoromanen heute noch zur Eidgenossenschaft gehören und daher nicht in einem großflächigen und einsprachigen Großmachtsstaat aufgingen, das verdanken sie neben vielen andern Umständen auch ihrem bündnerischen Bergkloster. Die Äbte des 14. Jahrhunderts waren es nämlich, die als westlichst gelegene Dynasten Rätiens zuerst den Urschweizern die Hand darboten und immer eidgenossenfreundlich blieben."

Und bei alledem ist das Kloster Disentis - dies müssen wir uns einmal vergegenwärtigen - bewußt ein deutscher Kulturmittelpunkt in romanischem Gebiet. Weitaus die meisten Insassen, die Lehrer an der Klosterschule, sie alle sind deutscher Zunge, deutschsprechende Bündner, Urner, Schwyzer und andere. Deutsch ist der Unterricht in der Schule, denn diese will ja den bündnerischen Zöglingen ermöglichen, die Maturität in Deutsch zu bestehen, ohne in einen andern Kanton gehen zu müssen. Aber jeder Klosterinsasse muß schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes die romanische Sprache gründlich erlernen, um in ihr seelsorgerische Tätigkeit ausüben, in ihr predigen zu können. Daher durfte in einem andern, ebenfalls im vorerwähnten Heft erschienenen Artikel behauptet werden, niemand hätte „so früh und so vollkommen die innige Verbundenheit der Rätoromanen mit ihrer eigenen Sprache erkannt wie gerade die Kirche". „Zu einer Zeit, wo das Rätoromanische zugunsten des Deutschen beharrlich aus den Schulen verbannt wurde, durfte das Volk wenigstens beim Gottesdienst reden wie es dachte und empfand. So kam es, daß in unsern volksverbundenen Klöstern die ‚bündnerische Sprache' liebevoll gepflegt wurde." Beweis dafür ist auch, daß gerade die 1690 erstmals erschienene rätoromanische Liedersammlung

der Benediktiner von Disentis immer wieder neu gedruckt und von neuem wieder beachtet und benutzt wird. Anderseits tut das Kloster für die romanische Sprache auch außerhalb der Seelsorge nicht wenig.

Nun hatte ich genug erfahren, um zu wissen, daß heute, da keine Gefahr der Unterdrückung mehr besteht, die Bündner, wie Pfr. Blocher sel. sich einmal ausdrückte, „wieder Herren ihres Geschickes, selbständig in Gemeinde- und Schulangelegenheiten" sind. Ja, nun darf wieder jeder Schweizer in aller Unbefangenheit seine Muttersprache lieben und pflegen und die des Mitbürgers achten, wobei mir scheint, daß die Bündner dies in besonders ausgesprochener Weise tun. Ihr angesehenes Bergkloster darf weiterhin ungestört wirken, zum Segen des Landes, und dabei ein mächtiger Hort zweier Sprachen sein.

Das Schweizerdeutsch oder das Schweizerdeutsche?

Fragt mich da kürzlich jemand: „Warum liest man denn bei Ihnen immer vom Schweizerdeutsch? Man sagt doch das Schweizerdeutsche." „Wer sagt?" lautete meine Gegenfrage. „Nun, die meisten." Wenn dem so ist - für bewiesen halte ich es freilich noch nicht -, muß ich mir überlegen, ob ich mit guten Gründen bei meinem endungslosen Schweizerdeutsch bleiben dürfe. Denn in solchen Zweifelsfällen entscheidet in der Tat der Sprachgebrauch der Mehrheit, nicht der Mehrheit aller Deutschsprachigen überhaupt, wohl aber der maßgebenden deutschen Schriftsteller.

Bisher hat mir mein Sprachgefühl das Schweizerdeutsch eingegeben, vielleicht namentlich darum, weil ich ein Schweizer bin und ein Schweizer in seiner Mundart nur vom Schwizertütsch, vom Bärndütsch und vom Baseldítsch spricht, vielleicht auch, weil man unter Schweizerdeutsch das Deutsch und niemals das Deutsche der Schweizer versteht. Mir scheint, andere „Deutsche" haben noch mehr Ursache als wir, der Benennung ihrer Sprache das Endungs-e vorzuenthalten. Auch wer vom Schweizerdeutschen spricht, kann damit nur das Deutsch der Schweizer meinen. Wer aber vom Sudetendeutschen, vom Siebenbürgendeutschen redet, kann dabei an einen deutschsprachigen Bewohner des Sudetenlandes oder Siebenbürgens denken.